

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 298.

Samstag, 21. Dezember.

1929.

(12. Fortsetzung.)

Die verschwundene Handschrift.

Roman von Hanns Somar.

(Nachdruck verboten.)

Hatte sie gehorcht?

Kreisler achtete nicht weiter darauf und eilte davon.

Er fuhr zu Harald Trieblers Wohnung, erhielt aber von dessen Wirtin den Bescheid, daß ihr Mieter abwesend sei und wohl auch erst in der Nacht zurückkehren würde. Ob sie etwas ausrichten solle?

Der Kommissar, der sich nicht legitimiert hatte, gab ihr zur Antwort, daß er wiederkommen würde, und ging.

Er fuhr zu Tilla Tornwaldsen. Sie empfing ihn im Arbeitszimmer ihres Mannes, sichtlich erstaunt über seinen nochmaligen Besuch.

„Ich wollte nähere Erfundigungen über Ihr Personal einziehen“, erklärte der Kommissar ohne viel Umschweife. „Wer ist bei Ihnen bedienstet?“

„Nur ein Mädchen.“

„Aber Sie haben oder hatten doch noch einen Diener, gnädige Frau?“

„Allerdings, doch ich entließ ihn. Aber was hat Ihr selthamer Fragen auf sich?“

„Ich werde Ihnen später alles erklären, gnädige Frau. Vorläufig bitte ich Sie nur, meine Fragen möglichst genau zu beantworten. Weshalb ist der Diener nicht mehr hier?“

„Ich brauchte ihn nicht mehr.“

„Und wann gesah die Entlassung?“

„Einen Tag nach dem Begräbnis meines Mannes, Herr Kommissar.“

„Warum hielten Sie die Kündigungssicht nicht ein? War denn der Mann mit einer so schnellen Entlassung einverstanden?“

„Ich zahlte ihm sein Gehalt für ein Vierteljahr sofort aus; denn wie gesagt, ich konnte in den Tagen des tiefen Schmerzes niemand um mich sehen, der nicht unbedingt im Haushalt notwendig war.“

„Wie lange war der Mann bei Ihnen bedienstet?“

„Noch nicht lange. Ich glaube, höchstens drei oder vier Monate.“

„Was für ein Mensch war es? Erzählen Sie aus seinen Papieren, woher er kam?“

„Darüber kann ich Ihnen keinen Aufschluß geben. Unser früherer Diener erkrankte eines Tages schwer, und schon am nächsten Tage brachte mein Mann diesen armen Menschen ins Haus und sagte, er wolle es mit ihm versuchen.“

„So, so. Weshalb war der Mensch irgendwie bedauernswert?“

„Mein Mann erzählte mir, es sei ein halbverhungriger Statist, der sich schon einige Male mit kleinen Betteleien an ihn gewandt habe. An dem Tage, da unsere Diener erkrankte, sah er ihn in der Stella-Gesellschaft in einer Dienertasse, und somit kam er auf die Idee, dem Manne die Stellung in unserem Hause anzubieten. Ich glaube, Fritz Kupke, so hieß er nämlich, war sehr froh, bei uns unterschlüpfen zu können. Mein Mann war sehr zufrieden mit ihm und schenkte ihm großes Vertrauen; ich selbst kann nur betonen, daß es ein in jeder Weise bescheidener und angenehmer Mensch war.“

„Er war im Hause, als Ihr Mann so plötzlich verschied, gnädige Frau?“
„Gewiß.“

„Hatte der Diener Gelegenheit, nach dem Tode Ihres Gatten das Arbeitszimmer noch allein zu betreten?“

„Am Morgen, da der plötzliche Tod eintrat, schon; aber ich glaube nicht, daß er sich in diesem Zimmer zu schaffen gemacht hat. Späterhin schloß ich dann das Arbeitszimmer ab und öffnete es erst wieder drei Tage nach dem Begräbnis.“

Kreisler schwieg jetzt und sah grübelnd vor sich hin.

„Sie erhielten nach dem Begräbnis keinerlei Besuch, die sich hier im Arbeitszimmer aufhalten konnten?“, fragte er dann weiter.

Die junge Frau schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Außer mir und meinem Schwager hat seither niemand mehr das Zimmer betreten. Selbst das Mädchen ließ ich nicht hinein.“

In kurzen Worten klärte Kreisler nun die junge Frau über den Grund seiner Fragen auf und verabschiedete sich dann rasch.

Er ging zu Fuß durch die Straßen Berlins und grübelte weiter vergeblich über die Sache nach.

Schließlich kam er auf die Idee, daß Doblinger möglicherweise etwas Näheres über den Diener Tornwaldsens wissen könnte, zumal dieser doch Statist bei der Stella-Gesellschaft gewesen war.

Also rief er ein Auto an und fuhr zum Untersuchungsgesängnis.

Eine Viertelstunde später befand er sich in der Zelle Doblingers.

Matthias Doblinger machte keinesfalls einen schuldbewußten Eindruck. Er war lediglich wütend, daß man ihn hier so lange festhielt.

Als Kreisler ihm die Frage nach dem Diener Tornwaldsens vorlegte, sagte er:

„Das war ja der Bruder meines vor kurzem entlassenen Bureauaudieners. Was wollen Sie mit ihm?“

„Warum entließen Sie den Mann?“, fragte Kreisler, ohne die Frage zu berücksichtigen.

Doblinger dachte kurz nach und antwortete:

„Karl Kupke bat erst vor kurzem um seine Entlassung, und zwar in den Tagen, als mir die dumme Geschichte hier passierte.“

„Gab er einen besonderen Grund für seine Kündigung an?“

„Ja, er sagte, er sei lungenkrank und gehe auf Kosten der Krankenkasse in eine Heilstätte.“

„Hm! Haben Sie vielleicht zufällig ein Bild dieses Mannes im Bureau?“

„Das nicht, aber sein Bruder, der Statist, hat sicher Aufnahmen abgegeben. Wenn er sie nicht zurückforderte, können Sie ja bei der Stella nachfragen. Ich sage das deswegen, weil sich die beiden Kupfes ungewöhnlich ähnlich waren. — Aber nur sagen Sie mir endlich, Herr Kommissar, warum Sie ausgerechnet diese beiden Menschen so ungemein interessieren? Wird es endlich Tag bei der hohen Polizei, und darf ich auf baldige Befreiung aus dieser verdammten Zelle hoffen?“

„Vielleicht, Herr Doblinger“, antwortete Kreisler ausweichend und verabschiedete sich.

Leider vermochte Kommissar Kreisler an diesem Tage nichts weiter auszurichten, da die Stella-Gesellschaft bereits geschlossen hatte. So fuhr er noch einmal hinaus zu Harald Triebler, traf ihn jedoch wiederum nicht an.

Kreisler hatte in der kommenden Nacht Aufnahmedienst.

So saß er, Zigaretten rauchend, in dem Bureau der Kriminalabteilung und ließ sich den Fall Tornwaldsen aufs neue durch den Kopf gehen.

Obwohl sich der Verdacht gegen Hella Larsen wieder in seinen Gedankenbereich drängte, schob er ihn doch immer wieder gewaltsam zurück.

Aber er kam nicht vorwärts. Das ärgerte ihn. Schon Wendlers wegen, dem er ja morgen Bericht erstatten mußte.

Es war ein Uhr nachts geworden, als plötzlich die Klingel des Tischapparates anschlug.

Kreisler nahm den Hörer ab.

„Hier Parkposten Sprengler, Mord im Tiergarten!“ tönte es ihm ins Ohr. „Es handelt sich um einen gut gekleideten, jungen Mann, den ich soeben mit einem Stich im Herzen aufgefunden habe.“

Kreisler gab dem Schupobeamten kurze Anweisung und legte den Hörer wieder fort.

Seinen Posten einem anderen Kollegen übergebend, fuhr er wenige Minuten später als Leiter der Mordkommission zum Tatort.

Der Tote lag seitlich, so daß man sein Gesicht in der Finsternis nicht erkennen konnte.

Kreisler neigte sich beim Schein seiner Blendlaterne über die Leiche, prallte aber im nächsten Moment mit dem entsetzten Ausruf zurück:

„Das ist ja Harald Triebler, der Schwager Doblingers!“

„Es scheint Raubmord vorzuliegen, denn sämtliche Taschen des Ermordeten sind leer“, meldete der Schupobeamte, der den Toten gefunden hatte.

„Sie haben sonst nichts Verdächtiges?“, forschte Kreisler weiter.

Der Beamte verneinte kurz.

Die Untersuchung des Tatortes ergab keinen Anhaltspunkt. Triebler selbst war hinterübers überhauen worden, denn der Stich ins Herz hatte eine eigentümlich seitliche Richtung.

Das schreckverzerrte Gesicht des Toten zeigte, daß die Tat aller Wahrscheinlichkeit nach unerwartet geschehen war.

Kreisler ließ den Platz absperren und beschloß, am nächsten Morgen noch einmal nach etwaigen Spuren zu suchen.

Nachdem die üblichen Formalitäten erledigt waren, fuhr Kreisler dann in Begleitung der übrigen Herren zum Polizeipräsidium zurück.

Dort saß er bis zum Morgengrauen in seinem Arbeitszimmer und grübelte vor sich hin.

Die Ermordung Trieblers machte alles noch komplizierter.

Insgeheim hatte er immer an eine Schuld Trieblers in der Affäre Tornwaldens geglaubt. Nun sah die Geschichte freilich ganz anders aus.

Seltsam war übrigens, daß die zur Tat verwandte Mordwaffe genau die Breite aufwies wie die, mit der der Kunstmaler Tornwaldsen niedergestochen worden war.

Außerdem konnte man leicht die Schlussfolgerung ziehen, daß es sich in beiden Fällen um ein und denselben Täter handelte. Mit dieser Annahme bestätigte sich auch endlich seine Behauptung von Doblingers Schuldlosigkeit.

Weshalb aber war Harald Triebler getötet worden und von wem? —

Plötzlich kam ihm der geheimnisvolle Doktor Bergmann in den Sinn.

Triebler hatte angegeben, etwas über diesen Menschen zu wissen.

Hm, sollte dieser Bergmann wirklich existieren, wenn auch unter anderem Namen?

Dann war dieser Mensch der Täter in allen Fällen dieser verwideten Geschichte, dann waren weder Doblinger, noch Hella Larsen, noch Harald Triebler schuldig!

Wo aber steckte dieses Ungeheuer von einem Menschen und weshalb tötete er Triebler? Furchtete er ihn irgendwie? — Es konnte kaum anders sein! —

Kreisler fuhr aus seinen Gedanken auf.

Draußen war es jetzt langsam hell geworden. Er mußte also nochmals zum Tatort fahren.

Aber auch diesmal war die Arbeit umsonst; es fand sich an der Mordstelle keinerlei Spur.

Es war gegen acht Uhr morgens, als Kommissar Kreisler im Bureau der Stella-Gesellschaft vorsprach.

Doblingers erster Prokurißt vermochte sich auf den Statisten Fritz Kupke zu entsinnen. Er zog sofort einen Kasten aus der riesenhaften Kartothek heraus und brachte schließlich ein Bild hervor.

„Sie haben Glück, Herr Kommissar“, sagte er. „Kupke hat vergessen, seine Bilder zurückzufordern. Hier ist eins davon.“

Kreisler nahm es in Empfang und warf einen langen, prüfenden Blick darauf.

„Hat der Kupke etwas verbrochen?“, fragte der Prokurißt neuoerig.

„Nein“, antwortete Kreisler kurz. „Ich hätte nur einige Fragen an diesen Mann zu stellen. Sie wissen wohl nicht, wo er oder sein Bruder, der entlassene Bureaudienner, wohnt?“

(Schluß folgt.)

Mein Dackel und ich feiern Christnacht in den Bergen.

Von Otto Eberhart-Dachau.

Ich wußte damals nicht recht, wo ich die kommenden Weihnachtstage verbringen sollte. Bei meinen Verwandten in der Stadt, mit einem guten Freunde zusammen in einjam verschneiter Wald Jagdhütte oder — da fiel mir zur rechten Zeit die Stütze im Salzofenkar ein. Es war dies ein kleines, sehr bescheidenes Ochsenhalterhäuschen, das ich schon im vergangenen Herbst für Skitouren mit Proviant und Brennmaterial ausgestattet hatte. Das Wetter versprach gerade zu halten, war weder fröhlig noch zu kalt. Weshalb sollte ich die Feiertage nicht einmal in der prachtvollen, verlassenen Hochöde verbringen?

Zwei Tage später schon machte ich mich in aller Frühe auf den Weg, im Rücken die für eine solche Tour unbedingt nötigen Requisiten und Proviant. Als alleiniger Begleiter — denn etwas muß der Mensch doch haben — hatte ich meinen berggewohnten Dackel mitgenommen.

Die Ersteigung des Salzofenkars über die Göckler Almen, sonst eine etwa vierstündige Tour, erwies sich als bedeutend schwieriger, als ich sie mir vorgestellt hatte. Der Hund wurde eine sehr unbedeckte Beigabe, und mehrere Male an den Hängen, wo der weiße Tod gar zu gerne auf den Lahnern zu reiten liebte, mußte er im Rücken verschwinden. Es blieb ein gefährliches Wagen. Dabei machte ich die betrübliche Entdeckung, daß die Hütte für einen Alleingehender zu weit entfernt war. Die Begehung zog sich fast bis zum Abend hin, und es läßt sich schwer beschreiben, wie glücklich ich war, als ich endlich auf dem Sattel stand und meine Augen drüber, am Rande des kilometerweiten Teilstücks die Stange, unter der ich die Hütte verborgen wußte, erprobten. Das Gelände bot hier keine Schwierigkeit mehr. Ich flog auf den Stern die Sentung hinab und hielt bald darauf und noch ehe es dunkel wurde, die Stange in der Hand. Die nächste Arbeit nahm ich gerne auf mich, wenn ich bedachte, wie es gewesen wäre, wenn etwa ein Sturm die Stange abknickt und verschneit hätte . . . Mit den Händen kraste ich rasch den Schnee frei und nach einer Weile fühlte ich den Dachgiebel unter den Händen, unter dem die Schaufel festgebunden war. In rascher Arbeit wurde die Tür freigelegt, der hineingedrungene Schnee hinausgezogen; ein trachendes Latschenfeuer wälzte sich im Herde und ein Ballen Schnee schmolz im Topf seiner Verwendung als Teewasser entgegen. Ich und mein Dackel aßen wie die Wölfe: eine Dose Fleisch, eine Bauernwurst und andere Dinge verschwanden wie nichts in unserem Magen. Bald folgte die Reaktion auf die Anstrengungen: eine unbedingte Müdigkeit. Ich widelte den Hund in eine Decke,

warf mich auf die Brüste und hielt mich wie ein Vater ein. Der andere Tag brachte uns nicht eher aus die Beine, als bis uns buchstäblich die Kälte aus dem Lager hik.

Später gingen wir auf Erkundungsfahrt. Das Gelände des Hochkars war ganz ideal. In endlosen gesteigerten Wellen, zwischen drei weit von einander entfernten Gipfeln, dem Salzofen, wilden Hößel und den Drei Brüdern gelegen, dehnte sich die erhabene Höhe. So zeitraubend im Sommer oft die Begehung des zerklüfften Helskars war, jetzt war es umgekehrt. Alle Schründen und tiefen Löcher waren verschwunden, man glitt brennungslos darüber hin. Das einzige, was mir manchmal Sorge machte, war mein Hund. Einmal beobachtete ich ihn, wie er am Rande eines Grates, auf meterhohen, überhängenden Schneewächten sorglos spazieren ging. Brach mein kleiner Freund durch, dann war errettungslos verloren, denn auf der anderen Seite stürzten die Wände des Salzofens wohl an die 100 Meter tief gegen die Elmgruben ab. Ich piff verawestelt und — ob Wunder — diesmal folgte der sonst immer unfolgsame Dadel.

Die Tage in dieser Hütte gehörten zum Schönsten, was ich im Gebirge erlebte. Die gewaltige Verlassenheit und Größe der Hochebene umschauerte mich oft so, dass ich mich gänzlich vom Leben abschneiden, ja der Welt entrückt wähnte. Stieß mir hier in diesem Umrund allen Schweiens etwas zu, so war ich verloren. Kein Mensch konnte einen hier hören, hier, wo jedes Lebewesen selbst die Gemsen und Schneehasen, in den Schuhen der tiefergelegenen Wälder und Felswände gesunken waren. Dieses Bewusstsein aber war es gerade, das mir die Landschaft so begehrswert machte. Dieses restlose „Aussichtsgeisteitstein“. Es war fast ein Ereignis, wenn ein Raubvogel über die pfeifenden Grate strich. Hier musste man stark sein und Gott im gewaltigen landschaftlichen Ausdruck lennen lernen oder — man brach zusammen. Hier erschrak ich zum erstenmal den Begriff, der diesem Gebirgszug seinen Namen gab: „Totes Gebirge“.

Röcklich war der Weihnachtsabend da. Ich hatte mir vor Dunkelheit aus dem Schnee einige töstlich duftende Taschenweizege negarben, sie zu einem kleinen Bäumchen verbunden und mit den restlichen Winteräpfeln und Kersensümpfchen geschmückt. Auf dem Herd sott ein gewaltiger Tiegel weißer Bohnen, denen ein fettes Stück Rauchfleisch die nötige Würze gab. Dieses Essen wurde heute rechtlich geteilt. Später war die Bescherung. Der Hund bekam eine Schachtel Kekse und ich stiftete mit einer Flasche Rum, die mit gebrannten Zeder und lochbeischem Wasser einen steifen Grog ergab. Die kleine Stube schien selig und strömte lauter Wohlgerüche aus. Wir waren recht glücklich. Der Hund lag auf meinen Knieen und ich summte ihm leise Weihnachtslieder vor, denn — wer es nicht wissen sollte — in solcher Einsamkeit oßt jedes Tier wie ein Mensch . . .

Um Mitternacht ging ich noch einmal vor das Haus. Es war bitterkalt. Ein eisiger Wind legte um die Höhe, sog die Haut zusammen und kniff empfindlich in die Ohren. Bald aber empfand man nichts mehr als diese unerträgliche kalte Nacht. Am Himmel reigten Millionen blander Sterne, und einige schienen so nahe, dass man glaubte, sie vom Rande der Berge aus gleich schimmernden Edelsteinen aus dem Saum des Himmels brechen zu können. Die zackigen, matt leuchtenden Gipfel und Grate der Berge hoben sich sanft der vergotteten Unendlichkeit entgegen. Es war, als lägen die Himmel offen.

In den Höhen und Rissen, in den Klüften des Salzofens blies der Wind und erzeugte schauerliche tiefe Orgeltöne . . . Die Natur schien auf ihre Art und gewaltiger, als es Menschen vermocht hätten, die Geburt des menschgewordenen Gottesohnes zu feiern.

Christnacht . . . Voll wunderlicher Weise, verworrender Tiefe und lautendem Fels. Heilige Nacht! Lied der Einsamkeit, des Schnees und — der Liebe. Ja, es schien mir so: was die Sterne schwangen, die Winde brausten und die Felsen sangen, war das ewige Te Deum des Alls und lautete also:

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Am nächsten Morgen fuhr ich wieder zu Tal. Über weißblühende Hänge, an nackten Bäumen und sraussten Birken vorbei in das nächste Hochkar hinüber zu den weißen Wänden. Dieser Weg erwies sich besser als der im Aufstieg benutzte und war auch weniger lawinengefährlich. Wohl musste ich einmal die Skier ablegen; unterhalb der Wand des Reichensteins aber, wo der vor Kälte knisternde Winterwald begann, fuhr ich in langen Schritten, den Hund im Rücken, dem Auslauf der Firmitik zu.

Ich musste die Weihnachtsgaben — und Christbäume meines bürgerlichen Freunde bewundern. Ich musste an ihrem Glück teilhaben, und es war so wohltuend, dass bei ihnen, wie seinerzeit bei den armen Hirten, nichts anderes als Friede, Freude und Wohlgefallen zu wünschen war.

Rühmlich's ruhen den Christbaum an.

Von Vene Voigt.

Sie: „Nu da bringste ja weeskodd doch wieder ä Boom an, Emil! Ich dänke, mir warn uns eenlich drierer geworden, das mir alden ginderlosen Leute non diesem Jahre ab geene Danne mähr soosken wollden, weil de Leiden ähmd gar zu lauflich sin. Was ißn das nu wieder hier äne Unsonnlegwänz in dein Godde drinne, heh?“

Er: „Nu mach nur geen Grach, Larma. Das baht sich doch garnich so gatz vor Weihnachten. Ich is dr Boom eimal da, un da wärdt doch angebust. Los, hole dn Gaffen mits Behangzeich aus dr Gommode. Ich hauje inzwischen äs Greize nein.“

Sie: „Da haste iwrichens Schwein, mei Viever, das dr Grämbel noch im Hause is. Grade säcken voemiddaach hätt' ich beinahe dn ganzen Schwung dr Holzweibchen hier ihre Glense mitgegähm. Also da wolln mir wärscht ämal de Schbitze druffigätschen. Hier, Emil, das besorchst du, weisde dr Längste bist. Awer nich schieß reinkrätschen wie am läutzen Male, das de nachherds nich wieder dr ganze Boom wie ä Bejößter wärt.“

Er: „So, die iß. Nu bammelst du's Glaszeich dran, de Bändchen von vorenen Jahre sin noch drinne, un ich bastle derweile noch fir ä baat Babbiergärbchen zusamm un vergolde de Risse.“

Sie: „Häste denn noch ä häbbchen Zuggerzeich mitgebracht, Emil?“

Er: „Nu nadierlich. Järrs mal aus meiner linken Mandeldäsch raus.“

Sie: „Aus dr linken? De meenst wohl aus dr rächten, mei Viever. In dr linken häste nämlich bloß bei dräddichem Schnubbdach drinne. Das hättste och schon vorde Woche mit in de grose Wäsche gähm genn, du Schwein. Was is denn das noch in däm gleen' Bäschchen?“

Er: „Nu, das ißes Lamädda. Halte mal, de därist doch nich glei iwrisch Zuggerzeich härfälln un soisten. So viel ißes nich, un du weest doch sälver, wie sich das bishchen her-nachens usin Boome verdeelt.“

Sie: „Herriemersch nee, de wärscht mir doch die zwee, drei Fängschädel noch genn!“

Er: „Hat sich was mit Fängschädeln! Das war früher ämal vorn Griechen. Seite habbd bro Bisagur ä Groschen bezahl'n müssen.“

Sie: „s is doch wärlig äne Affenhande mit däk Wirtschaftslache, heh! Un da bist du leichtmächer Grobb noch usi Boom verlässen. Mir zwee alden ginderlosen Leute hätten doch dähdächlich seen mähr . . .“

Er: „Ich bis awer ißtill un mach mich nich rabblisch, Alde! Dr Boom is da, un dr Boom wärdt angebust. Das gehört einfach zur alden Draddizion, un de Draddizion, die hat Bühmichens Emil sei Lähm lang hochgehalten.“ — (Eine Weile Schweigen.)

Sie: „Ich wees nich, Alde, mir gommis vor, als bäre noch ärchend äwas fähln an unsren Boome. Ich gomme bloß nich richtig druff, wäses sin gennie.“

Er: „Aja, da fählt doch nischt. Was du nu bloß wieder hast, Larma!“

Sie: „Nu nadierlich hammet was vergässen, du Schäggob. Ober siehst du verleicht ä eenzhen Abbel druff, heh? Na, wenn mir Frau'n nich wärn!“

Weihnachtsroman 1919/1929.

Herbert Meiers Gabenliste 1919.

Margot.

Schlips für Margots Vater.

Parfüm für Margot.

Taschenlüber für Margots Mutter.

Rosen für Margot.

Bücher für Margot.

Zigaretten für Margots Bruder.

Ring für Margot.

Kamera für Margot.

Pralinen für Margot.

Margot!!

Herbert Meiers Gabenliste 1929.

Dreirad für Paulchen.

Sprechpuppe für Liesel.

Puppenwagen für die Zwillinge.

Zehn Pfund Zunderäcken.

Weihnachtskarten für Margots Vater,

Mutter und Bruder.

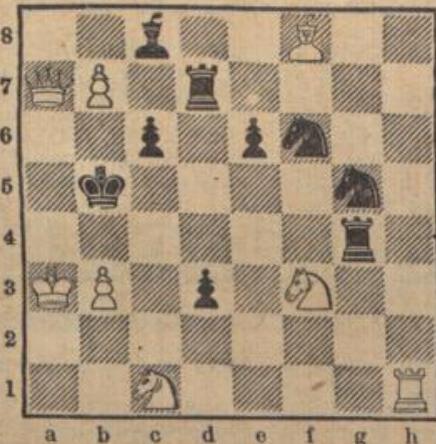
Irgendetwas für Margot!

Spiele und Rätsel

Schach

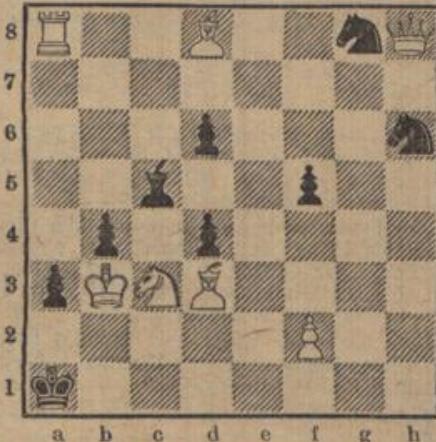
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 100. R. Borkowski.



Weiß: Ka3, Da7, Th1, Lf8, Sc1, f3, Bb3, b7.
 Schwarz: Kb5, Td7, g4, Lc8, Sf6, g5, Bc6, d3, e6.
 Matt in 3 Zügen.

Nr. 101. W. Massmann.



Weiß: Kb3, Dh8, Ta8, Ld3, d8, Sc3, Bf2.
 Schwarz: Ka1, Lc5, Sg8, h6, Ba3, b4, d4, d6, f5.
 Matt in 3 Zügen.

Ueber die Abmessung des Wertes eines Springers und eines Läufers äußerte sich Don Pietro Carrera, ein spanischer Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, folgendermaßen: Zwischen beiden ist fast kein Unterschied. Wo einer ist, da entsteht er aus der Lage des Spiels oder von der Liebhaberei und der größeren Geschicklichkeit des Spielers, den einen oder den anderen zu gebrauchen. Deswegen vertauscht man den einen oder den anderen, ohne Vorteil. Ein Springer gewinnt mit einem Turmbauer das Spiel, dies kann der Läufer nicht, wenn er nicht das Eckfeld beherrscht, wo der Bauer zur Dame wird. Ein Springer-schach kann nicht gedeckt werden, wohl aber das Läufer-schach, der König muß daher von seinem Felde weichen, wenn ihm ein Springer Schach bietet. Er deckt das Schach in mehreren Richtungen. Er springt auf Schwarz und Weiß, ein großer Vorteil die feindlichen Steine verfolgen zu können, der Läufer ist immer nur an eine Farbe gebunden. Er springt über alle Steine weg, dies ist keiner anderen Figur erlaubt. Beide Springer können sich gegenseitig unterstützen; die beiden Läufer nicht. Am Ende des Spiels ist ein Springer wirksamer als ein Läufer. Er dringt bei verwickelten Spielen besser ein und durchbricht das feindliche Heer kräftiger als ein Läufer. Der Springer

hat seinen eigentümlichen Gang, den Gang des Läufers haben mehrere anderen Figuren: der König, die Königin und der Bauer, wenn er angreift oder schlägt. Er allein kann ein ersticktes Matt geben; welches weder der Läufer, noch eine andere Figur kann. Der Läufer dagegen trifft von weitem den Feind, dies kann der Springer nicht. Zwei Läufer machen den einzelnen König matt; die beiden Springer nicht. Beide Läufer verbunden machen das Spiel gegen die Königin meistens Patt; die Springer verlieren es regelmäßig. Ein Läufer und ein damit vereinigter Bauer schützen sich gegenseitig, dies findet bei dem Springer nicht statt. Ein Läufer mit einem Turm gewinnt das Spiel gegen einen Turm; der Springer nicht. Den Läufer kann der feindliche König nicht verfolgen und erobern, wohl aber den Springer, wenn dieser sich auf bestimmten Feldern befindet. Der König kann zuweilen den Bauer des Turmes gegen den Springer zur Königin machen, aber nicht gegen den Läufer.

Partie Nr. 46. Gespielt am 7. Dezember 1929
 in der dritten Runde des Turniers im Berliner Schachheim.

Weiß: Helling; Schwarz: Koch.

1. d4—Sf6, 2. c4—e6, 3. Sc3—d5, 4. Sf3—c6, 5. Lg5—Sbd7, 6. e4. Von A. Jechin gegen Bogoljubow mehrfach gespielt. 6. ... Db6. Dieser Zug ist beachtenswert. 7. exd5—D×b2, 8. d×e6—Lb4!, 9. c×d7+—L×d7, 10. Tb1. Besser ist Tc1. 10. ... L×c3+, 11. Sd2—L×d2+, 12. L×d2—D×e4, 13. T×b7—0-0-0. Die lange Rochade, die auf den ersten Blick gefährlich erscheint, ist der Gewinnzug. Weiß geht nun an der offenen e-Linie zugrunde. 14. Tb3—Lg4. Der Führer der schwarzen Steine beendet nun die Partie mit wenigen kräftigen Zügen. 15. f3 erzwungen. 15. ... The8+, 16. Le2—Lf5, 17. Tf1—Ld3, 18. T×D3. Weiß hat nichts besseres. 18. ... D×d3, 19. Tf2—Td7, 20. c5!—Sd5, 21. Db3—Dd4, 22. Kf1—Da1+, 23. Ld1—Se3+, 24. L×e3—Td1+, aufgeben. Eine Partie für „die Galerie“.

Lösungen: Nr. 89. 1. Tel—K×d4, 2. e4. Nr. 90. 1. Dh5—D×h5, 2. d7. Angegeben von Karl Kahl, Ludw. Nickel.

Rätsel

Kombinations-Aufgabe

ist weih- raum
 es nacht ge len
 wie wie er- heil- hel-
 der der froh tö- im zend
 schim- baum non heut' glän-
 mert ser stes- der
 un- fe- lie-

Man verbinde diese Silben durch eine zusammenhängende, aber nie sich kreuzende Linie zu einem Gedicht.

Symbol.

(Silben-Rätsel).

Die ersten beiden im Walde stehn
 Und stets die dritte sind;
 Die Jahre an ihnen vorübergehn
 Mit Regen, Sonne und Wind.
 Jedoch das Ganze zur Weihnachtszeit
 In jedem Heim das Herz erfreut.

Doppeldeutig.

Der Betrieb, der nur „Wort“ war auf Massenbetrieb,
 Wurde „Wort“ als die Menge ihm fern gänzlich blieb.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 292.

Sonderbar: Meerkatze. — Abstrich-Rätsel: Eis, Ente, Erde, Ute, Tasse, Reich, Elba, Stall. — Visitenkarten-Rätsel: Vertreter.

Richtige Lösungen sandten ein: Berti Chudek, Irmgard u. Emma Emig, Dina Fallenstein, Michael Fröhlich, Minni Hüwel, Sophie Kürbaum, Marthe König, Anton Krahn, Hilde Kunz, Martha Schröder, Fritz Waland, sämtlich aus Wiesbaden; Minni Reblin aus Biebrich.